

„BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehrerschen Buchhandlung.

Der Theater-Teufel.

Original-Roman aus dem Komödiantenleben von G. Schäfer-Perastri. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck verboten (Fortsetzung.)

„S m,“ sprach Boden zwischen. „Wer ist denn dieses Fräulein Julianne auf dem Zettel hier, welche die Stuart giebt? Wohl eine abgeblühte, alte Kunstblume?“

Jeremias preßte die Lippen gegeneinander, dann richtete er den Blick voll auf den Frager.

Er hatte ganz vergessen, daß er jetzt hier vor diesen jungen Herren stand, im Begriff, ihren Besuch zu erbitten.

„Nein,“ sagte er halblaut, aber Allen vernehmlich, „keine abgeblühte, alte Kunstblume, nein, Julianne ist der Frühling selber, mit all' seinem schönsten Duft und Zauber. Eine Maienblume, meine Herren, eine frische Maienrose ist mein Kind.“

Einen Moment ward es still.

Die Gesellschaft lachte nicht, ob diesem überschwenglichen Gefühlserguß des alten Komödianten, trotzdem in seinen Worten, wie häufig, etwas Theatralisches lag. Aber er wollte dies selbst nicht und die quamenreichen Worte kamen ihm häufig,

gegen seinen eigenen Willen, auf die Zunge.

„Also Ihre Tochter?“ fragte Boden interessiert.

„Ja; achtzehn Jahre alt,“ antwortete Jeremias.

Was ihr am Alter vielleicht zu dieser Rolle noch abgeht, ersetzt die Routine und ihre Erscheinung.“

„Ist das Ihre einzige Tochter?“ fragte Boden weiter.

Der alte Komödiant zuckte zusammen, doch kaum merklich. Er fuhr sich schnell über die Augen und sein Mund verzog sich abermals im Weh.

„Ja,“ sagte er endlich schmerzlich, „mein einziges Kind.“ Die vier Herren blickten sich gegenseitig an.

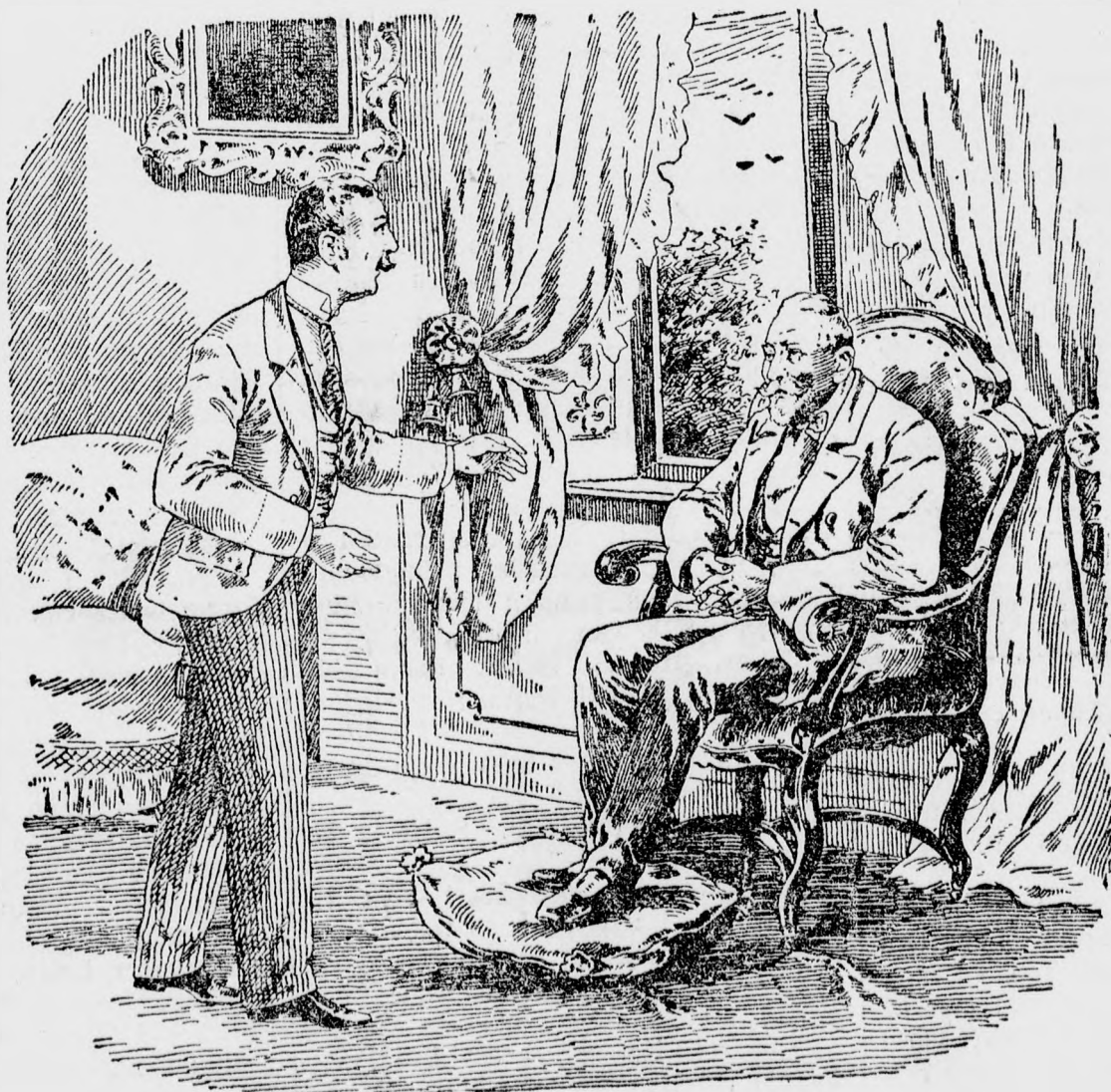
Spielte ihnen der Alte schon jetzt eine Komödie vor? Wollte er ihr Mitleid erwecken?

„Meine Frage erregt Sie,“ wendete Boden ein, „oder haben Sie vielleicht ein Kind verloren?“

„Ja,“ erwiderte Jeremias rasch, aber gefastert. „Verloren, gestorben ist mir's. Und nicht wahr, die Herren verzeihen, daß ich mich einen Augenblick vergaß. Wenn man so als alter Mann durch die Welt zieht, ohne Heimath, ohne Weib, dann sind die Kinder doch noch unser

Einziges und weh thut es, wenn man es verlieren muß. Aber ich plappere schon wieder unnützes Zeug. Ich empfehle mich, meine Herren!“

Er wollte sich mit einem tiefen Bückling rasch verabschieden und wäre um ein



Der Theater-Teufel. Kurt war eingetreten und hatte sich dem Vater genähert.

„Etwas sehr jung für diese schottische Königin!“

„Ich konnte keine bessere Darstellerin bekommen,“ sagte der Direktor, „und keine hätte es mir auch besser gemacht. Julianne ist in meiner Schule aufgewachsen.“

Haar dem jungen Baron Trautenau auf die Füße getreten, der hinter ihm erschien.

Kurt, welcher sich im Kabinett seines Vaters befand, als der Bediente den Schauspiel-Direktor meldete, hatte bald darauf das Zimmer verlassen und folgte auf die Terrasse.

Es drängte ihn, die Eindrücke zu verwischen, welche seines Vaters Worte auf ihn hervorgebracht hatten.

Der alte Komödiant kam ihm höchst erwünscht vor das Gesicht.

Schon eine geraume Weile hatte sich Kurt hinter einem Boskett ruhig verhalten, während der alte Mann von seinem Kind sprach. Weßhalb dies der junge Baron that?

Er wußte es selbst nicht genau. Er folgte eben einem instinktiven Verlangen, diesen Mann noch mehr sprechen zu hören, ohne daß dieser durch des Barons Anwesenheit verwirrt werde.

Jetzt, nachdem Jeremias gehen wollte, trat der junge Mann vor. Erschrocken und eine Entschuldigung stammelnd, sprang Jeremias bei Seite.

Kurt blickte den Alten eine Sekunde ruhig an, dann meinte er zu den Freunden:

„Natürlich besuchen wir die Vorstellungen — was, Rohden? Sind Sie dabei, meine Herren?“

Alles stimmte zu und Jeremias wurde von den Herren genöthigt, sich zu setzen.

Er mußte der Gesellschaft erzählen von seinen letzten Fahrten, von den Stücken, die er gab und dann auch von den Darstellern, ganz besonders von den Damen. Hier spielte Julianne die Hauptrolle, wie es auch in Wahrheit war.

Sie galt als der eigentliche Stern der Truppe und Jeremias fand stets passende Worte, sein Kind herauszustreichen.

Was er gehofft hatte, traf nun ein, man war allseitig gespannt auf deren Ankunft.

Kurt versprach, die halbe Dienerschaft an den Vorstellungs-Abenden zu beurlauben und bestellte sofort eine Anzahl laufender Karten.

Boden lächelte sardonisch.

Der alte Komödiant hatte Kurt bereits gewonnen. Natürlich handelte es sich um Geld, wie immer. Man versuchte sofort, eine Anzahl Karten an den Mann zu bringen.

Nun bot Kurt von selbst dem Direktor eine Anzahl auf die bestellten Karten, aber Jeremias wies dies entschieden von sich.

„Bitte, Herr Baron,“ sagte er bescheiden, „nicht jetzt! Durch Ihren werthen Besuch werden Sie mich hoch erfreuen, aber laufende Abonnementskarten gebe ich erst nach den zwei Eröffnungsvorstellungen aus, zur Sicherheit für das verehrliche Publikum. Würde es den Herren nicht gefallen, müßte ich mir ein Gewissen daraus machen, das Geld schon im vornherein angenommen zu haben.“

Boden blickte etwas verlegen bei Seite. Der alte Komödiant hatte ihn beschämt.

Er bot ihm eine seiner Havannas an, die Jeremias auch annahm, doch nicht eher entzündete, als bis ihn Trautenau ernstlich dazu aufforderte.

Es war ein feines Kraut, er hatte lange nicht dergleichen genossen.

Bald kam eine ungezwungene Unterhaltung zu Stand und nachdem Jeremias einige seiner lustigen Jugendfahrten zum Besten gegeben hatte, wozu ihn die Herren drängten, erscholl die kleine Laube von heiterstem Lachen.

Selbst Kurt lachte und war einer der Ersten unter den jungen Herren, der den alten Komödianten immer wieder mit neuen Fragen bestürmte.

Und doch war eine Falte des Unmuthes auf seiner Stirne sichtbar, da er kam.

Jetzt zeigte sich keine Spur mehr davon. Der junge Baron behnte die Unterhaltung absichtlich auf die mannigfachen Punkte aus.

III.

In einem hohen, mit größtem Komfort belegten Gemach, dessen Fenster auf die Terrasse hinausgingen, stand Irene von Brettmith, die Hand auf den Busen gedrückt, der in Erregung wogte.

Der hohe Fensterflügel stand offen, seitwärts von der Terrasse drang das Lachen der Gäste an ihr Ohr.

Dazwischen lönte eine gleichmäßige, sonderbar bewegte Stimme.

Sie trat an das Fenster und blickte hinüber.

Die Herren der Schloß-Gesellschaft konnte sie nicht sehen, da sie durch das Blätterwerk gedeckt wurden, doch außerhalb der halbrunden, künstlichen Laube sah jener alte Komödiant von der Landstraße und erzählte Schnurren. Die Herren schienen sich darüber zu amüsieren.

Irene lächelte. Was fiel ihr nur ein, daß sie beim Anblick dieses harmlosen, alten Mannes zusammenschrak?

Und weßhalb auch sollten sich die jungen Herren nicht amüsieren?

Sie fühlte eine Anwandlung, diesen Mann als die Ursache irgend eines Unglücks zu hassen. Trug er nicht bereits die Schuld, daß zwischen ihr und Kurt jene kleine Mißstimmung herrschte?

Nach Irezens Ansicht kamen die Herren viel zu viel diesem Komödianten entgegen.

Wozu brauchte er denn Zerstreuung, wenn er Irene liebte?

Doch hier lag es eben. Liebte er sie denn eigentlich?

Noch kein einziges Wort hatte er darüber zu ihr gesprochen, trotzdem er wissen mußte, wie gut sie ihm war.

Ihr kleines Händchen ballte sich zornig.

„War ich ihm nur ein Spielzeug zum Tändeln? Und jetzt, wo diese fremde Gauklertruppe ankommt, hat er nur Sinn für diese. O, ich Wante ihn auch hassen, wenn er mich um dieser Zigeuner willen vernachlässigte!“

Der alte Komödiant auf der Terrasse erhob und verabschiedete sich.

Irene trat etwas zurück.

Kurt begleitete den Mann einige Schritte und die junge Dame hörte seine weiche Stimme.

„Verlassen Sie sich darauf, wir kommen Alle und wenn es angeht, so oft, als Sie Vorstellungen geben.“

Dann folgten die überschwenglichen Dankes-Ver sicherungen des Direktors.

Als sich Irene nach kurzer Weile wieder vorbeugte, ging Jeremias eben über die Stufen der Terrasse hinunter, während Kurt zur Gesellschaft zurückkehrte.

„Was sagst Du, Boden, zu dem Alten und seiner Truppe?“ fragte der junge Baron dann den etwas älteren Freund.

„Ich vermag nicht recht Flug aus dem Mann zu werden!“ versetzte dieser. „Entweder ist's ein armer, ehrlicher Teufel — oder ein recht geschickter Komödiant.“

„Das Letztere möchte ich ganz und gar ausschließen!“ sprach Kurt bestimmt. „Der Alte scheint eine ehrliche Haut zu sein und was er uns erzählte, trug den Stempel der Wahrheit. Hast Du nicht bemerkt, Boden, wie sein Auge feucht wurde, als er von seinem Kinde, dieser Julianne sprach?“

„Muß nach seiner Schilderung ganz reizendes Ding sein,“ warf Rohden ein, der etwas nachdenklich geworden war. „Natürlich — weißer Kabe unter der Gesellschaft.“

Er lachte geräuschvoll.

„Weßhalb denn nicht?“ fragte Kurt etwas hastig. „Wäre es denn gar so unmöglich? Muß ein jedes Gemüth verborgen sein und schlecht, das jenem Stand angehört? Wir zählen diese armen Leute leider noch immer zu den Parias der Gesellschaft, trotz all' der klingenden Worte von allgemeinem Menschenrecht. Nehmen wir doch einmal an, wir finden hier ein Menschenkind, noch frei von jeder Schuld und wie der Alte sagte: Rein, wie eine Blume des Frühlings.“

„Alle Wetter!“ fuhr Rohden auf. „Trautenau!“

Auch Boden und jeder der anderen Herren thaten eine überraschte Aeußerung. Diese Begeisterung ging ihnen doch etwas zu weit.

„Nun ja,“ entschied Kurt etwas gemäßigter, „ich will ja keine Wette eingehen, aber es ärgert mich, wenn ich diesen alten Mann vor mir sehe, der auf unser Verlangen von seinem einzigen Kinde erzählt und dem dabei die Thränen in die Augen traten. Man spricht ihm moralisch die Berechtigung ab, eine reine, unschuldvolle Tochter haben zu dürfen und man hat dazu keinerlei Gründe. Es genügt einfach das Wort: Komödiant, fahrendes Volk, um nach dem Vorgange des Mittelalters ein Kreuz zu schlagen und die Lippen zu einem Lächeln zu verziehen. Ich habe mir glücklicher Weise etwas andere Ansichten darüber bewahrt. Weßhalb sage ich offen, dies Kind kann so schuldlos, so anmuthig und reizend sein, als irgend eine Dame unseres Standes.“

Er brach hier ab; er fühlte, daß er doch zu weit gegangen war. Er war verrückt!

Was ihm nur einfiel, sich hier zum Ritter eines ihm gänzlich unbekanntem Mädchens aufzuwerfen!

Ein jeder Vater verherrlicht sein Kind!

Wenn es nun ein ganz ungebildetes, rohes Ding war? Dann war er blamiert.

Und andernfalls — ja, zum Teufel, was wollte er denn?

Die Herren blickten ihn halb lachend, halb verblüfft an. Leutnant von Rohden war etwas bleich geworden. Er hatte den Schluß der Rede auf eine ihm theure Person bezogen, obwohl sich Kurt gar nichts dabei gedacht hatte. Herr von Boden brach die Pause.

„Noch sind sie gar nicht da,“ sagte er. „Warten wir es ab, Trautenau, warten wir es ab.“

Irene von Brettmich, die am Fenster stand, war bleich geworden.

Langsam zerpflückten ihre Finger eine Rose, die ihr Kurt aus einem der Treibhäuser gebracht hatte. Künstlich erblüht.

Die Blätter flatterten durch die sonnige Luft und fielen hinunter auf den Boden der Terrasse.

Blatt um Blatt trieb sie der Wind auseinander.

Ermattet lehnte sich die junge Dame an den Fensterrand. Ihr kleiner Mund öffnete sich, ohne daß ein Laut zu hören war; hastiger ging ihr Athem und eine Thräne trat ihr in das blaue Auge.

„Er liebe mich niemals! Erloschen die Liebe, noch ehe sie aufflammte. So kann der Mann nicht sprechen, der mich liebend an sein Herz nehmen will.“

Rasch wendete sie sich um, noch bebten ihren Lippen. Der Stolz trat in ihre Brust.

Irene verließ das Gemach, um ihre Tante aufzusuchen, die sie bitten wollte, Schloß Trautenau, so schnell als möglich, zu verlassen.

* * *

Als Kurt mit Irene von dem gemeinschaftlichen Austritt heimgekehrt war, ließ ihn sein Vater zu sich rufen.

Der alte Baron Agel von Trautenau war seit einigen Jahren leidend, doch nie so, wie in letzter Zeit. Aus diesem Grunde betief er seinen einzigen Sohn zu sich auf Trautenau, da er sich nicht mehr kräftig genug fühlte, der Leitung einer so ausgehnten Besikung vorzustehen und andererseits auch seinen Sohn bei sich zu haben wünschte.

Baron Kurt quittierte also den Dienst eines Kavallerie-Leutnants in der Residenz ohne Ueberwindung und kehrte nach Trautenau zurück.

Der junge Offizier war nicht von der Art seiner Kameraden gewesen, die das Leben stets nur ausschließlich von der leichtesten Seite nahmen, immer hatte seiner gesunden Natur etwas Ernstes, Sinnendes angehaftet.

Er hatte darum manchen Spott zu erdulden, da er jedoch sonst ein äußerst liebenswürdiger Kamerad war, stets hilfsbereit, so war er auch bei Allen beliebt.

„Schade,“ sagten die Kameraden, da er schied, „Trautenau wird auf seinem Gute ganz zum Träumer und Weltverbesserer werden, er wird eine gute, sanfte Margarethe freien, eine Familie gründen und dann im Bedauen von Kohl und Rüben selig in den Tag hinein leben.“

Kurt hörte wohl diese Worte, aber er sagte nichts dazu. In eine Heirath dachte er jedoch auch nicht; er hatte absolut Niemanden im Auge.

An seine hübsche Koufine dachte er wohl so hin und wieder; sie war ihm in den letzten Jahren manchmal zu Gesicht gekommen und er mußte Allen Recht geben, sie war reizend.

Doch heirathen? Nein, sie neckten einander ja immer, sollte er darum eine heiße Leidenschaft fassen?

Es schwebte ihm etwas ganz anderes vor, eine Frauengestalt, eine phantastische Göttin in verschwommenen Umrissen.

Es war ein krankhafter Gedanke von ihm, den er sich jedoch nicht abschaffte, und der sich deshalb um so fester setzte.

Er suchte nach einem Wesen, das ihn anzog mit geheimnißvoller Macht, abweichend von allem Gewöhnlichen; er fand bis jetzt nichts dergleichen.

Hätte er weniger an dieses Thema gedacht und mehr an seine Koufine Irene, so wären ihm gewiß nicht die warmen, mehr als freundschaftlichen Blicke entgangen, die ihm allein nur galten.

Irene liebte ihn aus voller Seele und er verstand diese Sprache nicht, nahm jede ihrer Aeußerungen als Spiel harmloser Kinder und behandelte Irene auch demgemäß, galant, ritterlich — aber ohne tieferes Gefühl. —

Der alte Baron Agel saß am offenen Fenster in einem bequemen Lehnstuhl und seine Blicke ruhten auf den Parkbäumen unter ihm, die bereits begonnen hatten, sich golden zu färben.

Manchmal flatterte eines dieser gelben, herbstlichen Blätter zur Erde und der Lusthauch spielte damit.

„Es wird Herbst,“ sagte leise der alte Herr, „hier innen und draußen. Ich muß daran denken, mein Haus zu bestellen.“

Kurt war eingetreten und hatte sich rasch dem Vater genähert.

„Du liebst mich rufen, Vater?“ sagte er weich und besorgt. „Wie geht es Dir? doch nicht schlimmer?“

Baron Agel hatte ein leichtes Lächeln. „Nicht gut, nicht schlecht!“ erwiderte er. „Ich lebe in dem ewigen Einerlei.“

Bald bessert sich mein Zustand, bald verschlimmert er sich.“

„Du solltest Dir mehr Zerstreuung gönnen. Unsere Gäste —“

„Nein, nein! Komm, setze Dich zu mir, Kurt, ich möchte Einiges mit Dir besprechen, was mir sehr am Herzen liegt.“

Kurt rückte sich einen Sessel vor das Fenster und ließ sich etwas unruhig darauf nieder.

„Du wünschst, Vater?“

„Seit drei Wochen ist Irene von Brettmich bei uns auf Trautenau,“ begann der Baron. „Wenn sie nun bald mit ihrer Tante wieder abreist — Du weißt, die alte Dame hat mancherlei Pflichten — wird Dich dies nicht schmerzlich berühren?“

„O gewiß, Vater!“ antwortete Kurt ruhig. „Irene ist mir die Zeit über eine treue Kameradin gewesen, so heiter und lebensfreudig, wie kaum eine Dame der Nachbarschaft.“

Diese Antwort schien den alten Herrn nicht zu befriedigen.

„Sie ist zu einer wunderschönen Blume erblüht,“ sagte er warm, „und wird den Mann über Alles glücklich machen, dem sie einst ihre Liebe schenkt. Du kommst eben von einem Ritt mit ihr zurück. Wie findest Du denn Deine Begleiterin, Kurt?“

„Wie ich sie finde, Vater? Ganz allerliebste! Trotzdem, oder gerade weil sie manchmal ein kapriziöses Köpfchen aufsetzt. Welch' eine Fülle warmen, aufrichtigen Gefühles ihr Herz birgt, weiß ich ja. Gewiß wird sie einst den Mann ihrer Wahl beglücken. Sollte Irene vielleicht gar schon gewählt haben?“

Der alte Baron blickte seinen Sohn eine Weile stumm an. Dieser hatte so ruhig gesprochen, ohne jede Erregung. Und in seiner letzten Frage lag nichts mehr, als bloße Neugierde.

„Irene hat bereits gewählt, Kurt,“ sprach Baron Agel, „und der Vater darf es Dir ja wohl sagen: Du bist der Mann, dem ihr Herz entgegen schlägt.“

Eine momentane Blässe huschte über das Antlitz des Sohnes.

„Das ist wohl kaum möglich, Vater!“ sagte er hastig.

„Es ist so eingetroffen, wie ich voraus sah,“ fuhr der alte Baron fort, „wie ich es mir wünschte, bereits vor Jahren, ohne gegen Dich, oder gar Irene ein Wort verlauten zu lassen. Du erfüllst mit dieser Verbindung einen meiner letzten, liebsten Wünsche, denn ich weiß dann, daß ich Dich glücklich zurücklasse. Solltest Du wahrhaftig noch nicht Feuer gefangen haben, mein Junge, oder verstellst Du Dich derart Deinem alten Vater gegenüber?“

In höchstem Erstaunen versetzte Kurt: „Ich kann versichern, Vater, daß dieser Schluß mich überrascht wie nichts. Ich verehere und schätze Irene sehr hoch, aber an eine Verbindung dachte ich niemals weder heute, noch sonst.“

„Wie bedauerlich das ist, Kurt!“ erwiderte der alte Herr betroffen. „Stehst Du denn nicht das Vortheilhafte dieser Verbindung ein?“

„Gewiß, Vater,“ kam es unruhig zurück, „doch ist es mir im Augenblick gänzlich unmöglich, mich mit dem Ernst dieses Gedankens vertraut zu machen.“

„Und wie lange gedenkst Du darin zu verharren? Trautenau hat in der ganzen Nachbarschaft wenig Damen, die es mit Irene aufnehmen könnten. Sage mir nur, weshalb Du nicht mit beiden Händen das Glück festhältst, das sich Dir von selbst bietet?“

Man konnte es deutlich bemerken, wie den alten Herrn die zurückhaltende Miene seines Sohnes erregte.

„Ich kann Dir darauf keine Antwort geben, Vater, keine, wie Du sie gern wünschst!“ erwiderte der junge Mann einigermaßen verwirrt. „Und weißt Du denn, ob Irene selbst mit dieser halbigen Verbindung einverstanden wäre?“

„Sie liebt Dich ja längst und Du hättest keine Augen dafür. Die Baronin von Ertzen theilte mir's heute mit. Die mehr und mehr zu Tage tretende Veränderung Irene's mußte ihr auffallen und ihre Besorgniß erregen. Gesellschaftliche Pflichten nöthigen sie, bald Abschied von uns zu nehmen. Natürlich folgt ihr Irene. Die Dame hat auf mein direktes Ersuchen mir denn auch mitgetheilt, welche Empfindungen das junge Mädchen für Dich hegt. Worauf willst Du also noch warten, Kurt?“

Der alte Baron beugte sich näher zu seinem Sohn und legte seine Hand auf dessen Schulter.

„Sieh', mein Junge, ich werde täglich hinfalliger. Die Aerzte sagen wohl, daß ich leicht noch ein Duzend Jährchen, wenn nicht noch mehr, ertragen könne, diesmal glaube ich aber nicht recht daran. Wer weiß, ob es nicht bereits zu Ende mit mir geht, noch ehe der Frühling wieder einzieht auf Trautenaus. Auf jeden Fall möchte ich Dich bald im friedlichen Hafen der Ehe wissen. Deshalb denke an Deine Werbung, Kurt; Du kannst niemals eine bessere Wahl treffen, als Irene. Benütze die vielleicht nur kurze Zeit, welche sie noch bei uns verbleibt, sprich mit ihr. Und wenn Ihr dann Beide Hand in Hand zu mir kommt, möchte ich wohl noch einmal jung werden in der Seele. Thue es, mein Junge, thue es!“

Wie aus einem Traum erwachend, fuhr Kurt auf, als sein Vater schwieg.

Er strich sich mit der Hand über die Stirn und sagte langsam:

„Laß' mich nur erst zu mir selbst kommen, zu einem ruhigen Ueberlegen. Verlange kein Versprechen von mir, ich liebe Irene ja stets, doch nicht mehr, als wie eine Schwester. An eine Verbindung dachte ich nicht; der Gedanke ist mir noch so neu und ungewohnt, daß ich mich erst mit ihm befreunden muß, wenn ich Deinen Wunsch auch respektiere.“

„Mache Dich vertraut mit diesem Gedanken und rasch, ehe es zu spät ist!“ bat der alte Herr. „Säume nicht zu lange.“

„Morgen schon erhältst Du Bescheid, Vater.“

Ein Tag in Bethlehem.

Von Walter Gelsner.

(Nachdruck verboten.)

Auf einem zwar sehr steinigem und schlecht gangbaren, aber durchaus sicherem Wege gelangt ein guter Fußgänger in höchstens anderthalb Stunden von Jerusalem nach Bethlehem.

Schon lange vorher sehen wir die Stadt der Geburt Christi, denn sie liegt

hoch oben auf zwei durch einen kurzen Sattel verbundenen Bergen. Die Umgebung Bethlehems ist verhältnismäßig fruchtbar, die Bewohner des Ortes widmen sich zum Theil auch dem Ackerbau und der Viehzucht. Besonders reich ist die Gegend mit Oelbäumen besetzt. Da Palästina nur wenige Stellen mit gleich ergiebigem Boden besitzt, so hat der Name Bethlehem, zu Deutsch „Brodhausen“, seine volle Berechtigung. In ältester Zeit hieß der Ort Ephrata, d. h. fruchtbar, und in den hüglichen Fluren von Bethlehem-Ephrata hütete einst David, welcher ja auch in dieser Stadt geboren worden ist, seines Vaters Schafe, bevor er König von Juda wurde. Aus den fruchtbaren Feldern und Gärten ragt das wirre Häusermeer Bethlehems hervor. Die Gebäude sind fast nur einstufig, ganz aus Stein und mit ebenen Dächern. Sie sehen aus wie große Würfel, auf deren Seitenflächen die fensterlosen Löcher die Augen oder schwarzen Punkte darstellen. Nördlich schaut Bethlehem in das Wadi-el-Charube, das Thal der Johannisbrodbäume, dessen Abhang mit Weingärten und mit Mandel-, Feigen- und Oelbaum-Pflanzungen geschmückt ist. Südlich der Stadt befindet sich das Wädnäththal (Wadi er Nāth), welches die Fortsetzung des bei Jerusalem beginnenden Kidronthales bildet und bis zum Toten Meere reicht.

Auf dem Osthügel außerhalb der Stadt befindet sich eine Höhle, die in den Felsen gehauen ist und in welche man auf Stufen hinabsteigt. In dieser Höhle „Unser Lieben Frauen“ oder der sogenannten Milchgrotte befindet sich ein Altar der Franziskaner. Eine große Zahl Legenden knüpfen sich an diesen Ort, alle mit Bezug auf die heilige Familie, welche hier einige Zeit gewohnt haben soll. Thatsächlich gab es zur Zeit Christi viele Behausungen in Palästina, die durch Ausschölen von Felsen gebildet worden waren, wie ja Jesus auch in einer solchen Grotte geboren wurde. Noch 20 Minuten weiter nach Osten befindet sich der Ort der Hirten, wo nach der Ueberlieferung den ihre Herden hütenden Hirten der Engel des Herrn erschien und die Geburt Christi verkündete. An dieser Stelle ist zum erstenmale das hohe Wort erklingen. „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

So ist Bethlehem auf allen Seiten von Stätten der Erinnerung an die Heilsgeschichte umgeben. Die Stadt selbst hat jetzt 4- bis 5000 Einwohner, fast ausschließlich römische Katholiken, die sich in sieben Quartiere eintheilen.

Diejenigen Bethlehemiten, welche nicht durch Landwirtschaft und Gartenbau ihr Brod finden, beschäftigen sich mit der Anfertigung von Rosenkränzen, Kreuzigen, biblischen Darstellungen aus Perlmutter, schwarzen Korallen, Asphalt, Elfenbein und gebeiztem Feigenholz. Unter den zahlreichen Besuchern aus dem Abendlande finden sich immer willige Abnehmer, und was sie in Bethlehem selbst nicht verkaufen können, bringen sie nach Jerusalem, wo die Gläu-

bigen in größerer Zahl zusammenströmen als in Bethlehem.

Von geradezu überraschender Schönheit sind die Frauen von Bethlehem. Sie verstehen es, sich malerisch in buntfarbige Gewänder zu kleiden. Ueber ihrem Antlitz, das im Gegensatz zu demjenigen der Frauen der Muslim nicht verschleiert ist, thront ein diademartiger Stirnschmuck, welcher aus einer Anzahl großer Silbermünzen gebildet wird, die auf Fäden gezogen sind.

Im Osttheile Bethlehems, umgeben von einem römisch-katholischen, einem griechisch-katholischen und einem armenischen Kloster, liegt das wichtigste Gebäude der Stadt, die über der Geburtsgrube Christi errichtete Marienkirche.

Das altersgraue Portal der Geburtskirche schaut nach Westen; vor ihm dehnt sich ein länglicher, ebener Platz aus, einer der schönsten Bethlehems. Der Eingang zu diesem ältesten Gotteshause in ganz Palästina liegt versteckt und ist so vermauert, daß nur eine kleine niedrige Pforte übrig geblieben ist. Man wollte, wie erzählt wird, verhindern, daß die Muslim mit ihren Pferden in die Kirche bringen, eine Art der Entweihung christlicher Gotteshäuser, die früher häufig vorgekommen ist. Wir treten in eine dunkle, durch Einbauten entstellte Vorhalle und gelangen dann in das Innere der Kirche. Dieselbe ist in Kreuzform gebaut und hat in der Längsrichtung ein großes Mittelschiff. Dieses Mittelschiff hat rechts und links noch je zwei niedrigere Seitenschiffe. Vom Querschiff aus sehen wir nach dem Hintergrunde des großen Mittelschiffes, das durch eine Apsis, eine halbbrunne Altarnische abgeschlossen wird. Eben solche Apsiden hat auch das breite Querschiff. Alle Schiffe sind durch schöne, korinthische Säulen von einander getrennt, jede ist sechs Meter hoch und ganz aus Stein. Das Dach der Kirche ist aus Holz. Von dem reichen Mosaikschmuck, welcher die Kirche einst zierte, ist nur noch wenig vorhanden. Unter dem Fußboden dieses über vierzehnhundert Jahre alten Gotteshauses befindet sich die Krypta oder „heilige Grotte“. An jeder Seite des Hochaltars der Marienkirche führt eine Treppe von 15 Stufen hinab in die Krypta, welche in ihrer ganzen Ausdehnung in eine Kapelle, die Geburtskapelle, umgewandelt worden ist. Die Wände der zwölf Meter langen, vier Meter breiten und drei Meter hohen Grotte sind ganz mit geglättetem braunem Marmor verkleidet. Zweihunddreißig Lampen erhellen ununterbrochen diesen unterirdischen Raum, den wohl niemand ohne das Gefühl tiefster Andacht betritt. In der östlichen Seite der Grotte befindet sich eine Nische, in der ein Altar aus Marmor steht. Dieser Altar ist unten offen wie ein Tisch. Mitten in der marmornen Bodenplatte, welche sich unter diesem Tische befindet, ist ein silberner Stern eingelegt und diesen Stern umgiebt eine in den Marmor eingegrabene Inschrift, welche die inhaltschweren Worte enthält: „Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est.“ „Hier wurde Jesus Christus von der Jungfrau

Maria geboren.“ In andächtige Gedanken versunken betrachten wir diese Stelle, von der aus das Christenthum zu den Menschen gekommen ist und sich im Laufe der Jahrhunderte über den ganzen Erdball verbreitet hat. Dann schreiten wir weiter. Nicht neben der Geburtsnische finden wir eine andere, zu welcher einige Stufen hinabführen. Hier ist eine marmorene Krippe angebracht, welche die Stelle veranschaulicht, an der das Jesuskind in die Krippe gebettet wurde. In demselben Raume ist noch ein Altar angebracht, hier waren die Magier, die Weisen aus dem Morgenlande, die das Kindlein anzubeten gekommen waren, der Vorgang ist auf dem Altar-bilde dargestellt. In einem Gange auf der anderen Seite der Geburtskirche befindet sich ein jetzt verlegter Brunnen, der s. St. der heiligen Familie Wasser spendete. Eine weitere Nische zeigt die Josefskapelle, in welcher Josef den Befehl zur Flucht nach Aegypten erhalten haben soll. Wir besichtigen noch das Grab des heiligen Hieronymus, des Verfassers der Vulgata, und verlassen die heilige Grotte auf einer andern Treppe, die nicht nach der Marienkirche, sondern zur Katharinenkirche hinaufführt. Dieses Gotteshaus ist reich an Schmuck und Bildern, es gehört den Franziskanern und wurde zu Ehren der heiligen Katharina errichtet. Eine gelehrte Jungfrau aus Alexandria, der bei ihrem Besuche dieser heiligen Stätten Christus erschienen und ihr den Märtyrertod vorausgesagt haben soll. Dieselbe wurde im Jahr 307 ihres Glaubens wegen enthauptet. Von der Katharinenkirche wenden wir uns zum Lateinischen Kloster, von dessen Dache wir noch einen Blick auf das Häusermeer Bethlehems werfen. Dann verlassen wir diese alte heilige Stadt, von der wir Erinnerungen mitnehmen, welche uns für das ganze Leben unvergänglich bleiben. —

Der Frost als Zauberer.

Von Dr. Hans Froehlich.

(Nachdruck verboten.)

Sahlreich und mannigfaltig sind die wunderbaren Schönheiten, welche die Natur uns im Sommer darbietet. Aber auch im Winter, wenn alles Leben erstarrt scheint, giebt es gar vieles, was das Auge erfreut. Hierzu gehören vor Allem die kristallinen Brücken, welche der Frost über Flüsse und Seen baut, und die lieblichen Eisblumen, welche an unseren Fenstern wachsen. All diese gefrorenen Massen, oft plötzlich in einer einzigen Nacht hervorgezaubert, schließen ein gut Stück des geheimnißvollen Lebens und Webens der Natur in sich, und es verlohnt sich daher wohl der Mühe, ihr Werden, Wachsen und Vergehen einmal genauer zu beobachten.

Während die meisten Flüssigkeiten, wenn sie ihre Wärme verlieren, an Menge abnehmen, dehnt sich das Wasser merkwürdigerweise um $\frac{1}{11}$ seines Volumens aus und wird somit im Eiszustande umfangreicher

und leichter als im flüssigen. Daher kommt es, daß Eis eine schwimmende Decke auf unseren Flüssen, Seen und Weihern bildet und daß Eisberge so hoch über der Oberfläche des Meeres hervorragen: daher kommt es auch, daß Gläser, Fässer und selbst Felsen durch das in ihnen gefrierende, sich ausdehnende Wasser zersprengt werden. Aber noch eine andere Eigenthümlichkeit tritt beim Gefrieren des Wassers ein. Bekanntlich ordnen sich die kleinsten Theilchen (Moleküle) gewisser Substanzen, wenn sie aus dem flüssigen Zustande in den festen übergehen, zu gesetzmäßig geometrischen Figuren, welche man Kristalle nennt. So bildet der Bergkristall sechsseitige Prismen und Säulen. Auch das Eis kristallisiert ebenfalls in hexagonalen Prismen, obgleich es dem Auge als eine glasartige, feste Masse erscheint. Solche gut ausgebildeten Kristalle findet man am häufigsten im Schnee und im Raufrost, der sich, wenn nach strenger Kälte Nebel eintritt, an Zweigen und Mauern bildet, oder mitunter in langen, silberglänzenden Fäden von den Zweigen der Bäume und Büsche herabhängt. Betrachtet man den weißlichen Reif mit einer Lupe, so erkennt man lauter dünne, regelmäßige Eiskristalle, die, aus der atmosphärischen Luft entstanden, in so mannigfaltige und phantastische Formen gezaubert sind, daß sie jeder Beschreibung spotten, die aber auch so zart sind, daß sie bei der leisesten Berührung durch einen unvorsichtigen Hauch in Taupfropfen verwandelt werden.

Ein prächtiger Anblick bietet sich auch dem Auge dar, wenn man die bei ruhiger Luft fallenden, einzelnen, großen Schneeflocken auf einem dunklen Tuche, z. B. dem Rockärmel auffängt. Regelmäßige sechsstrahlige Schneesterne zeigen sich dem erstaunten Blicke. Alle ihre Strahlen schneiden sich unter einem Winkel von 60 Grad, und jeder Nebenstrahl bildet genau den gleichen Winkel mit dem Hauptstrahl, von welchem er ausgegangen ist.

Sind schon diese Eiskristalle des Schnees und des Reifes in der Mannigfaltigkeit ihrer Entstehung und in dem Reichthum ihrer Formen gar lieblich anzuschauen, so ist dies noch viel mehr der Fall bei den Eisbildungen an unseren Fensterscheiben, welche wir mit Recht als „Eisblumen“ bezeichnen. Welch herrlichen Anblick bieten diese dar mit der eigenthümlich gerundeten Form ihrer Kristallisationen, die oft viel mehr an pflanzliche Gebilde, an dünne Bäumchen, an Palmblätter und Farrenkrautwedel, als an Kristallgruppen erinnern! Da entstehen, auf das Glas hingehaucht, in bunten Variationen Fäden und Ranken, Blättchen und Blümchen, Garben und Sterne.

Die erste Bedingung für die Bildung von wirklich schönen Eisblumen ist das Vorhandensein einer dünnen, kontinuierlichen Wasserschicht am Fensterglase und das langsame Gefrieren derselben. Solch eine Wasserschicht entsteht dann, wenn in dem betreffenden Raume eine reichliche Menge von Wasserdunst enthalten ist, der sich an den erkalteten Fensterscheiben zu Wasser

verflüchtigt. Dieser Wasserdunst wird zum größten Theil von der Athmungsluft her anwesenden Personen, zum geringeren Theil von den Speisen, Kamentöpfen und dergleichen geliefert. Daher sind die Eisblumen an den Fenstern unbewohnter Zimmer meist schlecht ausgebildet. Auch kommt dem Fenstereise von diesem Dunste um so mehr zu gute, je weniger die Zimmerluft durch relativ trockne Außenluft ersetzt wird. Aus diesem Grunde sind in den Küchen die Eisblumen nur schlecht entwickelt, weil eben dort zwar für reichliche Bildung von Wasserdampf, zugleich aber auch für sehr ausgedehnte Ventilation gesorgt zu sein pflegt. —

Wie jeder schon beobachtet haben wird, entspringen die Eisblumen hauptsächlich an den Rändern der Fensterscheiben, Es ist dies dieselbe Erscheinung, wie sie beim Gefrieren größerer Wassermassen zutage tritt, wo sich das Eis auch zuerst an den Ufern bildet. Dies geschieht zunächst nach dem allgemeinen Gesetze, daß sich alle Kristalle gern an festen Körpern ansetzen. So plegt man ja auch z. B. beim Kandiszucker durch Einführen von Fäden die Kristallbildung zu befördern. Bei den Eisblumen kommt noch der Umstand hinzu, daß sich das Wasser, dem Gesetze der Schwere zufolge, nach dem unteren Theile der Scheibe zieht, und daß daher dort die Wasserschicht dicker und dichter wird. Außerdem steht auch, da warme Luft stets nach oben steigt, die obere Hälfte des Fensters, und ebenso die obere Hälfte jeder Scheibe mit wärmerer Luft mehr in Berührung als die untere. Wenn daher die Kälte draußen nur gerade hinreicht, etwas Eis an den Fenstern zu bilden, so bleiben die oberen Scheiben eisfrei, während die unteren fast ganz überfrozen sind. Aus demselben Grunde geht auch das Auftauen durch Ofenwärme stets von oben nach unten vor sich.

Besonders an Fenstern, die nach Ost oder Südost gelegen sind, kann man an hellen Wintertagen die Entwicklung der Eisblumen bequem studieren. Da sieht man zunächst strahlige, garbenähnliche Büschel entstehen, mit blattartig geordnetem Haufenwerk vermischt. Sie tauchen am Rande in Gestalt einer lanzettförmigen Spitze auf, welche sich gegen die Mitte vorschleibt und dabei breitere und feinere Streifen annimmt. Die Verlängerung geht anfangs ziemlich schnell vor sich, sie beträgt zuerst 5—6 Zentimeter in einer Minute. Nach etwa drei Minuten hat das Ganze Neuhaltigkeit mit einer schmalen Feder, die Längsstreifung wird immer stärker, es bilden sich querlaufende Streifen-systeme, zugleich verläßt das Wachsthum der Spitze die bisherige Richtung, sie neigt sich ein wenig seitwärts, und die Streifen fangen an, auseinander zu weichen. Die Krümmung nimmt nun sehr schnell zu, jede Feder verwandelt sich in ein ganzes Büschel schmalerer Federn, deren Zahl sich fortwährend vermehrt. Diese merkwürdige Abzweigung von einem festen Stamme in immer feinere Aestchen und immer größere Bogen, welche eben dem Ganzen das Aus-

sehen von Däumchen und Blumen geben und unsern bewundernden Blick fesseln, hat folgenden Grund: Zuerst war am untern Rande des Fensters genügend Wasser vorhanden, es bildete sich daher eine dicke, feste Eisschicht; diese zog auch die näheren geringeren Wassermengen von oben und von den Seiten an sich, welche aber auf ihrem Wege erstarrten und dünnere Ranken bildeten. Zwischen ihnen war jedoch bald alles Wasser verbraucht, sie konnten also nach innen nicht mehr wachsen, wohl aber nach außen, und es setzten sich daher im Bogen von außen her fächerartig neue Eisgarben an. Dies ging immer weiter, so daß eine Menge gekrümmter Farnkrautwedel entstanden, nur bisweilen unterbrochen von dickeren, tannenartigen Gebilden, wenn in einer Unebenheit des Glases sich etwas mehr Wasser angesammelt hatte.

Man kann sich denken, daß durch solche größere und kleinere Schrammen und Höcker auf der Fensterscheibe die Ansammlung des Wassers eine gar verschiedenartige wird und daher auch eine große Variation in der Bildung der Kristalle eintreten muß. In dieser Weise entstehen jene sogenannten Eisblumen, welche sich dendritenartig über unsere Fensterscheiben verzweigen.

Eine merkwürdige Eigenschaft des Eises draußen auf Flüssen und Seen besteht darin, daß sich nur sehr wenige fremde Substanzen in ihm finden, weil das Wasser beim Gefrieren das Bestreben hat, Staub, Farbstoffen u. s. w. auszuscheiden. Daher giebt es fast ganz klares Eis auf schmutzigen Pfützen, farblose Eiskristalle in einer Tintenflasche, und Süßwassereis an den gefrorenen Ufern des Meeres. Sogar die Luftbläschen, welche stets in beträchtlicher Menge im gewöhnlichen Wasser vorhanden sind, — was man besonders an den Wänden einer längere Zeit gefüllt stehenden Wasserflasche sieht, — werden beim Gefrieren zum Theil herausgetrieben, zum Theil aber auch bei dieser ihrer Flucht vom erstarrenden Eise gefangen gehalten. Dadurch entstehen dann weißliche Schichten und Streifen, welche, von der Sonne beschienen, im schönsten Farbenspiel glitzern.

Sind nun die festen Eismassen auch aus Kristallen zusammengesetzt, oder bilden sie, wie es doch scheint, eine kompakte, strukturlose, glasartige Substanz? Um dies genau zu erforschen, nehmen wir am besten einen Sonnenstrahl zu Hilfe. Läßt man nämlich diesen durch ein Stück Eis hindurchscheinen, so verflüssigt er alsbald einige Stellen, und es zeigen sich nun bei der Betrachtung mit der Lupe wirklich auch hier überall unzählige, sternförmig verzweigte Kristallfiguren. In der Richtung, in welcher die Kristalle entstanden, schmelzen sie auch wieder auseinander, Prisma sondert sich von Prisma, und viele Spaltungslinien entstehen im Verlaufe der Luftbläschen. Jeden Augenblick verändert sich das Bild. Schillernd und schimmernd treten immer deutlicher die Spuren der lebenden Sonnenstrahlen hervor. Bunte Bänderchen und Röhren fließen und

fliegen zusammen, denn jedes Kristallprisma wird von seinem Nachbar getrennt durch eine äußerst zarte und feine Wasserspalte. So vollzieht sich vor unsern staunenden Blicken ein herrliches Wunder der Natur, dessen Eindruck noch großartiger wird, wenn wir unser Auge durch eine Lupe verstärken. Wie überall, rufen auch hier die wärmenden Sonnenstrahlen Leben hervor. Die in den starren Kristallen zur Ruhe gebannten Eismoleküle erwachen aus dem Schlafe, dehnen und strecken sich und springen und tanzen gar lustig in flüssigen Schwingungen. Zart wie Spinnensäden blitzen hier und da zwischen den Kristallmassen glänzende Wasserhöhrchen auf, die von der Oberfläche des Eises in feinen Linien sich bis in die äußerste Tiefe hindurchweben. Nichts Regelloser zeigt sich dabei, sondern in gleichmäßiger Anordnung, wie in einem künstlichen Gewebe, lagert sich Faden an Faden.

Ein noch besonders schönes Bild aber kann man sich dadurch verschaffen, daß man auf das Eisstück eine farbige Flüssigkeit, z. B. rothe Tinte, gießt. Dann fließt diese auch in die von der Sonne eingegrabenen Kanälchen, vertheilt sich alsbald in dem ganzen, viel verschlungenen und verzweigten Netzwerk und zaubert einen wunderbar bunt schillernden und schimmernden Kristallzerrath hervor, der in seiner Feinheit und Pracht schier unvergleichlich dasteht auf dem ganzen Gebiete der Kunst und Natur!

Unser Garten im Januar.

Von A. Finkelmann, städt. Garteninspektor in Berlin.

(Nachdruck verboten.)

Obstgarten: Während des Schneidens der Obstbäume und Sträucher wird der Gartenfreund schon vielfach Gelegenheit gehabt haben, auf eine sorgfältige Entfernung aller Raupennester des Goldastfers — *Bombyx chrysothorax* — und des Baumweißlings — *Pieris crataegi* — an den Spitzen der jährigen Triebe sitzend, und aus im August und September fest miteinander verwebten Blättern bestehend, bedacht zu sein. Erstere werden auch allgemein die „großen,“ die letzteren dagegen die „kleinen“ Raupennester genannt, die nicht allein auf Obstbäumen, sondern auch auf Laubgehölzen in dem Blumengarten, wie auf Eichen, Buchen, Weißdorn, Zieräpfelbäumen u. angetroffen werden, weshalb unser Augenmerk in dieser Beziehung auch auf alle Anpflanzungen in unserem Blumen und Ziergarten gerichtet sein muß. In festen Ringen um die jährigen Triebe der Obstbäume und den mit ihnen verwandten Ziergehölzen, Dornen — *Crataegus*, Zieräpfel — *Pirus*, gelegt, finden wir die Eier des Ringelspinners, auch Weißbuchen- oder Zwetschgenspinners, *Bombix neustria* genannt, und sind dieselben durch einen Längsschnitt mit scharfem Wasser abzulösen und zu sammeln. In großen dunkelbraunen Polstern an Baumstämmen unterhalb der Nester, an

Bäumen und Wänden sitzen die Eier des Schwammspinners, auch Dickkopf, Rosenspinner und Stammphaläne — *Bombix dispar* genannt. Ein Weibchen dieses Schmetterlings legt an mehreren Stellen oft 300—500 Eier und sind die mit langen Borstenhaaren versehenen Raupen fürchtbar gefräßig, wobei sie in der Wahl der Futterpflanzen nicht besonders wählerisch sind und außer Obstbäume auch in dem Ziergarten mancherlei Bäume und Sträucher in erstaunlich kurzer Zeit ihres Laubes berauben.

Alle sorgfältig gesammelten Raupennester und Eierpolster werden am besten sofort durch Feuer vernichtet und nicht etwa, wie es häufig noch geschieht, auf den Düngerhaufen geworfen, in der Meinung, daß sie hier durch die Hitze des Düngers zerstört werden möchten. Dasselbe thun wir mit dem Laube der Stachelbeersträucher, in dem die noch unentwickelten, im Frühjahr sehr gefräßigen Raupen des Stachelbeerspinners, *Harlekins*, *Geometra grossulariae*, lebend überwintern.

An dem abgefallenen Laube der Aprikosen überwintern ferner die Eier des Sonderlings, Lastenträgers oder Aprikosenspinners — *Orgyia antiqua* und sollte deshalb auch verbrannt werden. Schon früher wurde darauf aufmerksam gemacht, daß in der Erde viele den Obstbäumen und Sträuchern schädliche Insektenlarven, Raupen und Eier einen sicheren Schutz gegen die Wirkungen des Frostes finden und daß es sich empfiehlt, dieselbe vor Eintritt des Frostes umzugraben und über Winter rauh liegen zu lassen, damit durch den in lockeren Bodenschichten schroffer auftretenden Witterungswechsel die Insekten u. sicherer zerstört werden. Aber alle diese Arbeiten werden belanglos, wenn wir nicht auch die Umfriedigungen unseres Gartchens und die an ihnen angebrachten Obstspaliere, etwa vorhandene Gebäude u. genau nach etwaigen Schlupfwinkeln aller möglichen Raupen, Eier, Puppen u. s. w. untersuchen und namentlich die Spaliere bei dieser Gelegenheit nicht übersehen. Dabei mögen an frostfreien Tage die Wände nach gründlicher Reinigung mit Bürsten und Besen, noch einmal mit Kalkmilch unter Zusatz von Leimwasser abgetüncht, die Spaliere aber mit einer Abklochung von Tabaksblättern abgewaschen werden.

Zugleich wollen wir hier, wie in dem Blumengarten, bei strenger Kälte und starkem Schneefall der natürlichen Feinde aller schädlichen Insekten gedenken, der besiederten Bewohner unserer Gartchens, die uns im Sommer durch ihr geschäftiges Treiben bei der Jagd nach Nahrung und durch ihr munteres Geplauder so oft in unseren Mußestunden ergötzen.

Bauen wir ihnen gegen Wind und Regen geschützte Futterstellen, dicht mit Reisern so umstellt, daß zwar Drosseln, Meisen, Buchfinken, Goldammern, Zaunkönige u. nicht aber größere Raubvögel, Katzen und Miesel hinzutönnen, und streuen ihnen zu beliebigem Gebrauch Hanfsörner, Hirse, Gerste, Brodkrumen, gekochte Kartoffeln, Fleischabfälle u. von Zeit zu Zeit

aus. Indem wir sie so an unser Gärtchen fesseln, werden sie sich für die ihnen erwiesene Aufmerksamkeit durch reichlichere Vertilgung der im Frühjahr erscheinenden Käupchen um so dankbarer zeigen.

Gemüsegarten: Hier denken wir gemacht an die Herstellung warmer Frühbeetkästen zum Treiben von Gemüse, in erster Linie Karotten, Bohnen, Schoten, Radieschen, Salat, Gurken, Kartoffeln. Empfehlenswerthe Sorten sind von Karotten: dunkelrothe früheste französische und von Carentan; Bohnen: Klar's Schwertschneidbohne, Kaiser Wilhelm, Gelbe englische; Schoten: Burbaum-Erbse, 20 cm hoch, de race, 20 cm hoch, Wunder von Amerika, 18 cm hoch; Radieschen: Berlinen Treib: Non plus ultra, Dreienbrunner; Salat: Kaisertrieb, Perpignaner, Montré; Gurken: Hainpels verbesserte Treib-, Mal-Treib-, Noa's Treib- u. a.; Kartoffeln: Sechswochen Kartoffel und Schneeflocke. Die 80 cm bis 1 m tief ausgeschachteten Frühbeete werden mit frischem Pferdebönger schichtweise gefüllt und gleichmäßig festgetreten, so zwar, daß ein Raum von ca. 30—40 cm zwischen ihm und den aufzuliegenden Fenstern frei bleibt. Nach dem Abdampfen des Kastens — die Fenster werden zu diesem Zwecke etwas gelüftet — wird die in benachbarten Kästen frostfrei gehaltene Mißbeeterde aufgebracht und sobald diese gehörig durchgewärmt, mit den Aussaaten begonnen. Die aufzubringende Erde muß eine Stärke von 30—40 cm, für Blumenkohl und Kartoffeln von 50 cm haben und darf niemals gefroren sein, in der Meinung, sie könne durch die von dem Dünger erzeugte Wärme aufgethaut werden. Der Kasten würde in diesem Falle vorzeitig abgekühlt werden und dadurch die zum Treiben unerläßliche Wärme bedeutend herabgemindert werden. Je nach dem Fortschreiten der Entwicklung des einzelnen Pflanzen, namentlich bei Schoten, Bohnen, Blumenkohl und Kartoffeln, sind die Kästen nach Bedarf zu heben. Gelüftet wird gleichfalls nach Bedarf; bei kaltem Wetter weniger, bei wärmerem Wetter reichlicher und damit die Wärme des Kastens recht lange vorhält, derselbe mit einem Umschlag von Laub oder Pferdebönger versehen und die Fenster außerdem mit Stroh- oder Rohrdecken abgedeckt.

Zum Treiben von Blumenkohl verwenden wir die im August—September vergangenen Jahres durch Aussaat gewonnenen und in Kästen überwinterten Pflänzlinge, die in dem warmen Kasten in Abständen von 40—50 cm zu pflanzen sind, wobei die Zwischenräume durch Salat oder Radieschen ausgenutzt werden mögen. Die Aussaaten der letzteren, sowie auch der Schoten, Karotten, Bohnen u. s. w. sind, um immer frische Ernten zu haben, in Zwischenräumen von 14 Tagen bis 3 Wochen zu wiederholen und wird sich der Umfang derselben immer nach dem Bedarf im Einzelfalle zu richten haben.

Im Freien werden die in Gruben eingeschlagenen Gemüse und Wurzelgewächse nach Erfordern zu lüften und zu reinigen und die im freien Grunde stehenden Arti-

schocken, sowie die im Herbst ausge säeten Karotten, Kerkelrüben, Spinat zc. mit Stroh oder langem ausgeschütteltem Strohdünger zu decken sein.

Im Blumengarten setzen wir die im vergangenen Monat angefangenen Arbeiten fort, bezw. beendigen sie und widmen uns den Vorbereitungen zu den Frühjahrsarbeiten. Hierher gehört in erster Linie das Ordnen aller im Sommer gesammelten Sämereien, die wir in die Düten thun, die den Namen der betreffenden Sorte tragen. Der sich viel, vor allem selber mit der Anzucht der zur Bepflanzung seiner Blumenbeete benötigten Pflanzen beschäftigende Blumenfreund wird sich auf den Düten zugleich die ohngefähre Zeit der Aussaat vermerken und sich so die im Frühjahr ohnedies häufenden Arbeiten wesentlich erleichtern. Er wird sich auch etwa fehlende Sämereien schon jetzt bestellen, um nicht Gefahr zu laufen, zu spät bedient zu werden und demgemäß erst zu vorgerückter Jahreszeit in den Genuß fertig bepflanzter Blumenbeete zu gelangen.

Die Monate Januar und Februar fordern unter den Zimmerpflanzen die meisten Opfer. Trockene Zimmerluft, schneller Temperaturwechsel durch ungeeignete Lüftung der Räume, mangelhaftes Gießen sind die Ursachen, welche dann des weiteren ein übermäßiges Austreten von Ungeziefer, rothe Spinne, grüne Blattläuse, braune Schildläuse u. s. w. im Gefolge haben. Die Luft können wir freilich den Pflanzen, namentlich des warmen Zimmers, den Palmen, Dragänen, Schiefblättern — Begonia rex varr, dem Gummitaume u. s. w. nicht in dem Maße gewähren, wie sie ihnen in den Gewächshäusern, in denen wir Wände, Wege und die Pflanzen selbst reichlich spritzen können, zu theil wird. Für eine mäßige Feuchtigkeithaber können wir immerhin Sorge tragen, indem wir die Pflanzen jeden Morgen — nach dem Abheizen der Ofen — mit dem Thauspender — Refraichisseur — überspritzen und außerdem auf dem Ofen ein mit Wasser gefülltes Zinkbecken aufstellen. Ferner mögen die Pflanzen wöchentlich zweimal mit einem weichen angefeuchteten Schwamme gewaschen und hierauf abgespritzt werden.

Die Luft darf niemals direkt mit der Außenluft gewechselt werden, es muß dies vielmehr dadurch geschehen, daß man erst in das anstoßende Zimmer frische Luft einläßt und dann die Thüren nach dem Pflanzenzimmer öffnet. Ist dies nicht angängig und muß das Fenster direkt mit frischer Luft versehen werden, dann stellen wir die Pflanzen während dieser Zeit in einen anderen Raum und bringen sie erst nach Auswechslung und erforderlicher Erwärmung der Luft wieder zurück. Bei starker, die Luft an dem Fenster zu sehr herabmindernder Kälte setzen wir die Pflanzen während der Nacht etwas in das Innere des Zimmers oder stellen schlechte Wärmeleiter — Pappe, starkes Papier zc. — zwischen ihnen und den Fenstern.

Am meisten wird jedoch in dem Gießen

Morgenstunden vorgenommen werden, d. h. nachdem das Zimmer gehörig erwärmt ist. Manche Pflanzen werden weniger häufig zu gießen sein, andere wieder öfter, immer aber sei die Regel, den Topf durchbringend zu gießen, sobald er trocken ist, dabei schadet es nichts, wenn das Wasser bis in den Untersatz bringt. Hier aber muß es, nachdem es zum Theil von den Wurzelballen noch aufgesogen worden, sofort, spätestens jedoch nach 3—5 Minuten weggeossen werden. Bleibt es länger darin stehen, dann kann es von den Wurzeln nicht mehr aufgenommen werden, die Erde wird sauer, die Wurzeln fangen an zu faulen und bewirken ein Kränkeln der Pflanzen. Das zum Gießen der Pflanzen verwendete Wasser soll stets die Temperatur desjenigen Zimmers haben, in dem diese stehen und muß nöthigenfalls durch Zusatz heißen Wassers entsprechend erwärmt werden. Die Trockenheit des Topfes, bezw. die Nothwendigkeit des Gießens erkennen wir bei einiger Uebung an der Farbe der Erde oder durch Befühlen derselben mit dem Finger. Weniger Geübte mögen mit dem Fingerknöchel an die Topfswandung klopfen; vernimmt man hierbei einen hohlen Klang, dann ist der Topf trocken, aber feucht, wenn der Klang ein dumpfer ist. Ferner ist der Topf trocken, wenn ein auf die Erde gelegtes Stück dünnes Papier unverändert liegen bleibt, feucht dagegen, wenn es sich nach oben krümmt.

Etwa trotz dieser Fürsorge in der Behandlung der Pflanzen sich zeigendes Ungeziefer entfernen wir durch Abwaschungen mit in Wasser aufgelöster schwarzer Seifen- seife, dem eine Abspritzung der ganzen Pflanzen mit temperiertem Wasser folgt. Die Pflanzen sind hierbei so zu stellen, daß das Seifenwasser nicht auf den Topfballen läuft.

Orientalische Formen guter Lebensart.

Die Orientalen haben für Völker, die man noch nicht zu den zivilisirten rechnen kann, verhältnißmäßig viele festgewordene Verkehrsformen, die man zum Theil bis ins hohe Alterthum zurückverfolgen kann. Zum richtigen Verständniß derselben wie des gesellschaftlichen Lebens der Orientalen überhaupt ist es wichtig, hervorzuheben, daß die Frau, die bei christlichen Völkern eine so bedeutende Rolle spielt, bei den Orientalen vom öffentlichen Verkehr in den Städten ganz und auf dem Lande auch, aber etwas weniger streng, ausgeschlossen ist. Erst durch das Christenthum ist sie ja bei den abendländischen Völkern in die Stellung eingerückt, die ihr wegen ihrer hohen Bedeutung für das Familien- und Volksleben gebührt. Bei den Orientalen aber hat das Christenthum nie ernstlich Wurzel gefaßt; es erhielt sich daher bei ihnen bis auf den heutigen Tag der alte Stand der Dinge, nach dem die Frau als ein Mensch untergeordneten Werthes angesehen und behandelt wird.

Sie hat sich daher auf den Verkehr innerhalb der Familie und der nähern Verwandten zu beschränken und bekommt nur befreundete aber fremde Personen gar nicht zu sehen. Ja, solche dürfen sich nicht einmal nach ihr erkundigen, ohne für unanständig gehalten zu werden. Mehlich müssen diese Verhältnisse schon zu Abrahams Zeiten gewesen sein; denn Sarah hatte ihr eigenes Zelt (1. Mos. 24, 67) und mußte, als die drei Männer (1. Mos. 18) ihren Gemahl besuchten, in der Hütte bleiben, während er sich mit ihnen unterhielt und wurde nur zu Dienstleistungen für die Fremden beigezogen, wie das, besonders auf dem Lande, heute noch zu geschehen pflegt. — Aus diesen Verhältnissen ist es zu erklären, daß es fast als ein Unglück angesehen wird, wenn in einer Familie ein Töchterchen ankommt und besonders junge Mütter nur Söhne und keine Töchter wünschen. Daher kommt auch der seltsame Gebrauch, daß man einer Frau, die einem fremdigen Ereignis entgegen steht, offen den Wunsch ausspricht: „So Gott will, giebt's einen Bräutigam.“ Darin hat endlich auch die Unsitte ihren Grund, daß eine Mutter, die eines Töchterchens genesen ist, mit viel geringerer Sorgfalt darüber wacht, daß das Kind am Leben bleibe, als wenn es sich um ein Söhnchen handelt. — Ist ein Mädchen aufgewachsen, so kommt ihre minderwertigkeit hauptsächlich darin zum Ausdruck, daß sie wie eine Skavin verkauft wird und nicht die Wahl hat, den Mann zu heiraten, den sie liebt, sondern den nehmen muß, an den sie ihre Eltern ums Geld abgeben.

Nicht mit in den Bereich der guten Lebensart gehört bei den Orientalen — und das wollen wir als besonders charakteristisch hervorheben — Reinlichkeit und Pünktlichkeit. Die letztere besonders mangelt den Orientalen in hohem Maße und Reinlichkeit ist entweder eine Sache, die gar nicht angestrebt wird oder die nur für die Repräsentation nach außen in Betracht kommt. An unreinen Hausgängen, schmutzigen und zerrissenen Kleidern z. B. hält man sich im allgemeinen nicht auf. Man begegnet nicht selten solchen Dingen in den besten Familien. Gründliche Waschungen, die nicht religiösen Charakter tragen, regelmäßiges Wechseln der Leibwäsche gehören nicht zur Volkssitte. Das gilt in erster Linie von den Landleuten, aber auch von dem weitaus größten Theil der Städter. Der Seifenbedarf, der bekanntlich ein sicherer Gradmesser der Reinlichkeit eines Volkes ist, ist daher gering, die Zahnbürste ist

ein unbekanntes Instrument, die Kleiderbürste trifft man in den besten Familien selten, ein Kamm ist in vielen Familien nicht zu finden. Ein Taschentuch wird hier und da zum Abtrocknen des Schweißes, nicht aber zum Reinigen der Nase geführt. Dagegen wird Ungeziefer jeglicher Art, wie Flöhe, Wanzen, Läuse als notwendige Hausgesellschaft angesehen, zu deren Vertilgung nicht viel geschieht. Die Männer lassen sich, um sich der Plage etwas zu erwehren, das Haupthaar von Zeit zu Zeit abrasieren, während sich die Frauen der Familie gegenseitig den Gefallen erweisen, sich, vor der Hausthüre sitzend, mit den Fingerspitzen von der lästigen Brut zu befreien. (Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Konservierung der Schuhsohlen. Die Dauerhaftigkeit der Schuhsohlen kann man durch mehrmaliges Ueberstreichen mit Goyalfirniss bedeutend erhöhen und das Leder wird dadurch wasserdicht. Sehr viel trägt zur Erhaltung der Schuhe bei, wenn man dieselben nicht täglich benützt, sondern wechselt, sodaß das Leder immer wieder austrocknen kann. Neue Sohlen täglich gebraucht, werden in Kürze abgenutzt, weil dieselben stets feucht und dann nicht widerstandsfähig sind.

Wollene Decken zu waschen. Man löst 1/8 Kilo weiße Seife in 12—14 Liter weichem Wasser auf, fügt für farbige Decken 3 Eßlöffel Salmiakgeist, für weiße ebensoviel Borax hinzu und spült und drückt die Decke darin, bis sie rein ist, dann wäscht man sie in heißem klarem Wasser nach und trocknet sie im Schatten.

Grünes Holz zu verbrennen ist eine unverantwortliche Verschwendung, denn erfahrungsgemäß läßt sich ein Klotz Holz in grünem Zustande durch zwei Ster trockenes Holz ersparen, bei Feuerung mit dürrer Holz sonach ein Ster ersparen.

Um Fische länger aufzubewahren, öffnet man dieselben, bestreut den fleischigen Theil mit Zucker, den man 2 bis 3 Tage einbringen läßt. Auf diese Weise kann man Fische lange frisch und wohlschmeckend erhalten.

Angerostete Stellen an Messern bestreicht man mit Petroleum und reibe sie mit heißgemachtem, feinem weissen Sande oder heißer Steinkohlensche ab. Letztere ist bei Tischmessern unbedingt vorzuziehen, weil selbst der feingesteibte Sand noch die Gefahr in sich birgt, auf feinen Stahlklingen Krügel zu erzeugen.

Moos schön grün zu färben. Hierzu bedarf man einer Mischung von 1 Liter kochendem Wasser, 120 Gramm Alaun und 60 Gramm aufgelöstem Indigokarmin. Das Moos, welches zuvor sorgfältig gereinigt wurde, wird in genannte Mischung getaucht, die Flüssigkeit abgeschüttelt und das Moos an einem luftigen Orte oder am warmen Ofen getrocknet. Gefärbtes Moos darf weder zum Trocknen noch auch später den Sonnenstrahlen direkt ausgesetzt werden, weil es dann seine Farbe verliert. Will man ein helleres Grün, so setzt man der obigen Mischung mehr oder weniger Pikrinsäure zu.

Humoristisches.

Keine Luft. Studiosus Brandes: „Wo gehen wir nächsten Sonntag hin?“ — Studiosus Siebel: „Da schauen wir uns einmal unsere Stadt an, die Schneiderinnung macht nämlich dann einen Ausflug.“

Theneres Andenken. Fr. A.: „In dem Medaillon haben Sie wohl ein theueres Andenken?“ — Fr. B.: „Ja, da ist eine Locke von meinem Mann drin.“ — Fr. A.: „Na, Ihr Mann lebt aber doch noch.“ — Fr. B.: „Ja, aber seine Haare leben nicht mehr.“

Frauenberuf.

Sei schön, o Mädchen! Was Natur verliehen, Was sie versagt, ist trügerischer Schein. Sei schön! Denn mag der Jugend Reiz entfliehen

Das Scheinen ist es nicht; das schöne Sein, Das schöne Wirken zaubert eine Blüthe, Die nimmer welkt, wenn auch die weiße Hand Von Arbeit rauh, verwehen im Gemüthe Laß nie den Schönheitsquell vom Wüstenand. Dir ziemt's aus deinem Quelle zu erquickten, Die von des Lebens Kämpfen wund und müd'. Daß dieser Trost dir und der ganzen Welt verbleib'

Sei du ein ganzes Weib!

Sei stark, o Mädchen! Leg' des Schaffens Bürde

Auf Männerschultern nicht allein. Dich ehrt Ein jedes Thun, das deine Menschenwürde Des Liebes und der Seele Freiheit mehrt. Nicht Unselbstständigkeit und Schwäche sollen Sich schmücken mit dem Namen „Weiblichkeit.“ Sei stark! Das einsichtsvolle, frohe Wollen Behütet dich vor großem Erdenleid.

So fährst du sicher durch des Lebens Wellen So bist du frei und wahr, wenn du dein Herz

Aus Liebe, nicht aus Furcht vor dem Zerschellen Verschenkst zum Seelenbund in Freud und Schmerz.

Dein Streben sei, ohn' allen falschen Schein Ein ganzer Mensch zu sein.

Monats-Räthsel.

4 6 5 3 1 2 den schönen Künsten bin ich geweiht,
1 2 3 4 5 6 bring ich als Monat kalte Jahreszeit.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

Jahresanfang, Affen, Hesse, Regen, Eger, Sage, Nr. Nase, Finger, Anna, Nezer, Genf. Jahresanfang.

Für Rettung von Trunksucht!

versend. Anweisung nach 18jähriger approbierter Methode zur sofortigen radikalen Beseitigung, mit, auch ohne Vorwissen, zu vollziehen, keine Berufsstörung, unter Garantie. Briefen sind 50 Pfg. in Briefmarken beizufügen. Man adressiere: „Privat-Anstalt Villa Christina bei Säckingen, Baden.“

Süddeutsche Thierbörse Hilbronn a. Neckar

Organ für Geflügel-, Vogel-, Bienen-, Hunde- u. Fischzucht. Centralblatt d. 70 Vereinen Unentgeltlich f. jed. Thierfreund, Liebhaber u. Züchter. Inserate 15 Pfg.; durch die große Verbreitung des Blattes (Aufl. 9000 St.) Erfolg sicher. Abonnements-Preis nur 75 Pfg. vierteljährlich.

C. Kausch • Tuchversand • Ottweiler 69 (Trier) • gegr. 1858 empfiehlt zum direkten Bezuge alle besseren Erzeugnisse: Tuch, Burkin, Hammgarn, Cheviot, Anzug-, Paletots-, Loden-, Jagdstoffe u. Musterauswahl (über 500 Proben) und Aufträge über 20 M. port frei.

Meinen Mitmenschen

welche an Magenbeschwerden, Verdauungsschwäche, Appetitmangel u. leiden, theile ich herzlich gern und unentgeltlich mit, wie sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich hiervon befreit wurde. Pastor a. D. Kypke in Schreiberhan (Helmholtzstr.) 2216

Georg Schuster,

Markneukirchen i. S. Musikinstrumenten-, Saiten-Manufactur und Versand. Illustr. Preislisten unsonst und portofrei.